

Moralischer Zerfall

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Gesundheitsnachrichten / A. Vogel**

Band (Jahr): **17 (1960)**

Heft 8

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-969522>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

hoffen und zu erwarten, daß da und dort auch etwas gefunden wird, um anständige Menschen vor den gegenwärtigen Auswirkungen entgleister, negativer Bestrebungen des menschlichen Geistes mit all den Atom-

zertrümmerungsversuchen so weit zu schützen, daß sie fernerhin ihre entgegengesetzte Leistungsfähigkeit trotz den trüben Aussichten nutzbringend verwenden können.

Moralischer Zerfall

Ein beschaulicher Nachmittag

Wer Gelegenheit hat, einige Zeit im Urwaldgebiet zu verweilen, kann viele Erfahrungen sammeln und interessante Beobachtungen machen. All dies können wir ganz unbemerkt in uns aufnehmen, während wir mitten durch die unbekanntere Landschaft steuern. Noch gut erinnere ich mich dabei eines Nachmittages, an dem eine unerträgliche Hitze herrschte, die zum Glück aber durch einen leichten Wind oder so etwas Ähnliches wie ein kühler Luftstrom abgeschwächt wurde. Unser Einbaum strich mit der schwachen Strömung flußabwärts. Links und rechts standen am Ufer Urwaldriesen, behangen mit Lianen. Fast senkrecht blickte die Sonne auf uns herab, denn es war gerade Mittag, und zwar erst kurz 12 Uhr vorbei. Wir trieben in 6 Grad südlicher Breite den Huallagafluß hinunter. Die Papageien verübten einen eigenartigen Spektakel, sonst war alles ganz stille. Selten sah man Krokodille, die in Ufernähe im seichten Wasser lagen, so daß nur die Nase sichtbar war. Ganz in der Ferne hing eine schwarze Wolkenwand, die immer näher auf uns zukam. Der Wind hatte schon einige Zeit zugenommen, weshalb ich mich bei einem der Indianer, die mit im Boote fuhren, erkundigte, ob wir Sturm zu erwarten hätten? Er nickte mir bestätigend zu, indem er dabei eine Gebärde machte, als wenn er etwas von oben nach unten herabholen wollte. Von Zeit zu Zeit stach er mit einem langen Stab in das seichte Wasser und kontrollierte dessen Tiefe, um zu sehen, ob wir auf Sand aufliefen. Ich saß gemütlich in seiner Nähe und schaute eingehend nach jenen großen Wasserschlangen aus, die hier zeitweise den Fluß überqueren sollen, wie man mir erklärte. Zugleich vernahm ich auch, daß diese Schlangen bis zu 25 Meter lang werden kön-

nen. Aber ich hatte bei meiner angestregten Ausschau kein Glück, denn außer einigen harmlosen Delphinen war nichts im Wasser zu sehen.

Immer näher kam indes die schwarze Wand auf uns heran. Der Wind wurde stärker, und bevor ich mich auf den erwarteten Regen vorbereiten konnte, prasselten auch schon die ersten, schweren Tropfen auf unser Palmblätterdach hernieder. Ich hatte schon etliche Tropenregen erlebt, doch war ich auf das, was nun folgte, wirklich nicht gefaßt! — Es kam mir vor, als seien wir mit dem Boot unter einem Wasserfall hindurchgefahren, weshalb uns nichts anderes übrigblieb, als nun mit Tempo Wasser zu schöpfen, damit nicht der ganze Einbaum damit angefüllt würde. Einige Zeit sah ich den braunen Rücken des Indianers am Kiel noch, dann aber wurde es so dunkel, und der Regen prasselte so dicht hernieder, daß ich nur noch schwache Umrisse von ihm erkennen konnte. Um mich war mir nicht bange, nur um meine Photoapparate und die Filme in der Kiste. Eine Stunde dauerte dieser Schrecken, den man nach Dante als eine gewisse Vorhölle hätte bezeichnen können. Unser Einbaum hatte sich inzwischen gedreht, so daß wir durch den Wind aufwärts getrieben wurden, aber davon hatten wir im Sturme nichts gemerkt. Wir waren froh, daß unser Fahrzeug nicht mit Wasser so angefüllt worden war, daß es kenterte, denn dann hätten uns wohl auch unsere Schwimmkünste wenig mehr genützt, da wir alsdann unser Muskelfleisch unfehlbar den Pyranhas, die bekanntlich gefährliche Raubfische sind, hätten überlassen müssen. Als die Gefahr vorüber war, lachten wir, wie man dies nach überstandenen Schwierigkeiten als notwendige Entspannung gerne tut. Wie froh waren wir, am Abend auf einem Landzipfel bei der Einmündung eines Nebenflusses in einer

Indianerhütte, die nach Pfahlbauart gebaut war, einen Uebernachtungsplatz zu finden!

Allerlei Ueberlegungen

Abends ist im Urwald immer die beste Gelegenheit über die gesammelten Eindrücke eingehend nachzudenken und nachzusinnen, um sie reiflich überlegen zu können. Auf der harten Unterlage der Bambusstäbe ist das Schlafen für Europäer ohnedies nicht sonderlich angenehm und bequem, so daß man den Schlaf nicht allzuleicht findet und froh ist, sich mit allerlei Gedankenmaterial beschäftigen zu können, damit auf diese Weise wenigstens der schlaflose Teil der Nacht möglichst unbemerkt vorübergehen kann.

Die Behauptung, daß die Natur den Menschen bilde, formt und gestaltet, ist tatsächlich wahr. Da, wo sie hart ist, sei es im Urwald, in den Bergen oder auf dem Meere, ist durch sie auch der Mensch den Härten ausgesetzt und hart gemacht worden. Dies ist ganz natürlich. Dennoch habe ich trotz dieser Härte erfahren können, daß diese Menschen weniger lieblos sind, als es verweichtlichte Vertreter der Ueberzivilisation sein können. Auch die Ethik und Moral ist in der Regel viel ursprünglicher, weniger schwärmerisch, weniger selbstsüchtig und ganz natürlich. Selbst im Geschlechtsleben konnte ich bei sogenannten Wilden beobachten, daß Sitten und Gebräuche einer gewissen, oft sogar strengen Ordnung unterstellt sind. Je mehr nun aber die Zivilisation in diese Gebiete eindringt, umso mehr zerfällt die alte Ordnung. Dies ist mir in Peru, in Brasilien, ja sogar schon bei den Indianern in Zentralamerika aufgefallen. Oft suchte ich nach der Ursache dieser eigenartigen Verschiedenheit im sittlichen Empfinden. Unwillkürlich dachte ich dabei an das schlechte Vorbild der Weißen den farbigen Frauen gegenüber. — Furcht und Achtung vor den Göttern mag den wildlebenden Völkern Veranlassung gegeben haben, eine gewisse geregelte Norm zu beachten. Dabei sorgen Häuptling und Medizinmann für die strenge Einhaltung alt überlieferter Sitten und Gebräuche. Aber durch die Zivilisation, selbst wenn sie auch nur teilweise eindringt, lockert sich diese alte

Ordnung und geht immer mehr aus ihrem Gefüge. Die achtungsgebietende Einstellung zu den Göttern und Geistern verschwindet mählich, denn beim weißen Mann kann man sittlich freier leben, ja, man braucht sogar dem Vertreter der neuen Religion nur seine Vergehungen zu bekennen, dann sind sie zugleich auch bereits vergeben. Das erscheint einem bis anhin gewissermaßen gebundenen Naturkind verlockend und praktisch zu sein, und es ist niederdrückend, mit ansehen zu müssen, wie durch die Wandlung zum sogenannt christlichen und halb-zivilisierten Leben diese Indianer in sittlicher Hinsicht hemmungslosen Freiheiten preisgegeben werden. In vielen Gegenden ist es infolge der immer stärker werdenden Gewohnheiten sogar üblich geworden, sich keinerlei Schranken mehr aufzuerlegen. So geht der moralische Zerfall bei farbigen Völkern, die durch die Weißen aus ihren alten Traditionen herausgeholt worden sind, oft sehr schnell vor sich.

Das schlechte Beispiel, das die meisten Vertreter der weißen Rasse dem Naturmenschen gegenüber vorleben, indem sie sehr oft das Gegenteil von dem vollbringen, was ihnen ihre christliche Lehre vorschreibt, kann wohl als Hauptgrund des rasch um sich greifenden Zerfalls betrachtet werden. In einem Indianerdorf im Urwald begegnete ich einem Mann, der als Missionar anders lebte als viele seiner Kollegen, still, einsam, zurückgezogen und um das Wohl seiner Zöglinge ernstlich besorgt. Er gab mir seine Ueberzeugung bekannt, indem er mir erklärte, daß das Christentum gelebt werden müsse, damit es seine in ihm wohnende Kraft offenbaren könne. Daher hielt er nicht viel vom bloßen Predigen, und dies stimmt auch, denn das Predigen des Guten verpflichtet seinen Vertreter auch selbst danach zu leben. So kam es denn, daß in diesem einsamen, verlassenen Dorf im Amazonasgebiet der Geist, wie auch der sittliche Stand der Eingeborenen grundverschieden war von demjenigen anderer Orte, die unter dem schlechten Einfluß von Menschen standen, die nur dem Namen nach Christen zu sein beanspruchten. Naturmenschen sind einesteils naiv wie Kinder, die das Schlechte schneller nachahmen als das Gute. Umso

größer ist daher die Verantwortung des weißen Mannes, denn wie kann er Gutes übermitteln, wenn er sich selbst nur zum Schein einer Religion bedient, die für ihn möglichst bequem und dehnbar ist? Ich habe Indianer kennen gelernt, die sich nicht nur von den Ueberlieferungen ihrer Vorfahren frei gemacht haben, sondern auch von der Umgarnung der bestrickenden Ansichten, die die Zivilisation mit sich brachte. Indianer, die diesen beiden Fesseln enttrinnen konnten, weil sie ein hörendes Ohr hatten, wenn sie mit jenen Vertretern biblischer Wahrheiten und Grundsätze zusammenkamen, die, wie einst die Glieder der Urkirche, kompromißlos dem göttlichen Vorhaben er-

geben sind, waren so rasch im Stande das Gute zu lernen und auszuleben, daß ihnen selbst weltliche Behörden das Lob eines ehrenhaften Leumundes nicht absprechen können. So wäre es denn gut, wenn der Weiße erst selbst einmal sein Gewissen mit den göttlichen Forderungen und Absichten in Anklang bringen würde, um den bedrängten Naturkindern nicht nur ein Scheinlicht, sondern das helleuchtende Licht nicht irrender Wahrheit überbringen zu können, denn einzig diese Wahrheit kann die Fesseln dieser oder jener Art sprengen und von moralischem Zerfall und sittlicher Verkommenheit befreien.

Nährendes Brot

Vitamin- und Mineralstoffmangel haben den Aerzten der weißen Rasse in den letzten Jahren und Jahrzehnten viel Kopfzerbrechen verursacht, denn es ist eine Tatsache, daß viele Krankheiten auf Grund dieses Mangels in unseren Nahrungsmitteln gefördert oder direkt hervorgerufen werden.

Der Franzosenkönig Ludwig XIV. ist vor allem wesentlich mitschuldig an der nährenden Entwertung des Brotes. Aus materieller Berechnung heraus hat er damals durch die Einführung von Mahlprämien zugleich auch das Weißbrot geschaffen. Vor seiner Zeit kannte man allgemein nur das damals übliche Vollkornbrot in Form von Bauernbrot, also ein Schwarzbrot oder Graubrot. Dieses verursachte nicht den Vitamin- und Mineralstoffmangel, der dem Weißbrot zur Last gelegt werden kann, und dieser Vorteil zeigte sich denn auch in einem besseren Knochenbau und in gesunden Zähnen. Es war damals noch ein nährendes Brot, das dem Wert entsprach, den die Bitte um das tägliche Brot in sich schließt. Je schonungsvoller man das Getreide, das zur Brotbereitung verwendet wird, behandelt, umso besser wird unser Brot zu nähren vermögen. Ludwig XIV. hat demnach seinem Volk mit der Entwertung des Mehles und somit auch des Brotes gesundheitlich und wirtschaftlich keinen guten Dienst geleistet. Seither hat sich die Gewohnheit, Weißbrot als tägliches Brot

zu genießen, leider auch im übrigen Europa eingebürgert und auf diese Weise das übliche Schwarzbrot verdrängt. Oft erhält man sogar nicht einmal mehr in ländlichen Gaststätten ein dunkles Brot. In Amerika aber ist ein förmlicher Wettkampf üblich, um das weißeste Brot liefern zu können. Ueberall in der Untergrundbahn von New York kündigt die Reklame eindringlich das weißeste Weißbrot an. Daß ein solches Brot nicht mehr den Nährwert besitzt, den es als unser tägliches Brot aufweisen sollte, leuchtet bestimmt jedem ein.

Ersatzstoffe oder Naturnahrung?

Selbst die Industrie erkannte diesen Mangel und brachte deshalb, um ihn wieder einigermaßen ausgleichen zu können, sehr viele mineralstoff- und vitaminhaltige Tabletten und Präparate in den Handel. Tatsächlich werden nirgends soviel Vitamin- und Mineralstofftabletten gebraucht wie in Amerika. Auch der Nahrung fügt man allgemein Vitamin- und Mineralstoffsalze bei. Ist dies nun aber der richtige Weg, um zu dem zu gelangen, was wir für unsere Ernährung und Gesunderhaltung benötigen? — Die Natur bietet uns ihre natürlichen Gaben, die uns genügend Vitamine und Mineralstoffe zuführen können, weshalb es bestimmt ein unnützer und verkehrter Umweg bedeutet, wenn wir die natürlich dargereich-